

Von der Lust am Experiment

Keine Relikte: Das grafische Werk Julian Schnabels in der Kunsthalle Jesuitenkirche in Aschaffenburg.

Von Christoph Schütte

„Wenn Sie sich das angucken“, hat Julian Schnabel unlängst erst zu seinen neuen, auf Landkarten, Stichen oder Schautafeln gedruckten Grafiken gesagt, „dann kommt diese Erinnerung hoch, diese kollektive Erinnerung an die Zeit als Kind in der Schule oder ein anderes Erlebnis von damals.“ Und: „Das ist ein Teil der Arbeit, aber dann greife ich noch ein und ziehe es über in die Gegenwart, so dass es eben nicht wirkt wie ein Relikt.“ Nun, da kann man durchaus geteilter Meinung sein. Schließlich legt der New Yorker Künstler gerade hier, wo er gefundene Bilder und Motive wählt als Grund für Aquatinta und Pigmentdruck, erkennbar größten Wert auf die Details. Auf Knicke, Flecken, abgestoßene Kanten etwa, eingestanzte Ösen auch oder gar die Kordel zum Aufhängen der Tafeln im Klassenraum, wiewohl es sich bei der bezaubernden Serie der „Rheinromantik“, bei Motiven wie der Flusslandschaft, dem Kölner Dom oder der Ritterburg, doch stets um mitunter vergleichsweise hohe Auflagen handelt. Um Bilder mithin und keineswegs, wie man zunächst glauben möchte, um Originale aus der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Und doch hat Schnabel bei genauer Betrachtung recht. Zeigt sich doch gerade in den entschiedenen malerisch akzentuierten Blättern aus diesem und dem vergangenen Jahr, die nun in einer ganz seinem druckgrafischen Werk gewidmeten Ausstellung in der Aschaffenburgener Kunsthalle Jesuitenkirche zu entdecken sind, was Schnabel als Maler, Musiker und Regisseur im Grunde immer schon bewegt: die Lust am Experiment. Die Arbeiten zeigen auch, was ihn gerade wirklich interessiert. Und weniger, was sich in der Kunst gerade so geizt.

Das galt schon für die frühe Entscheidung des 1951 geborenen Künstlers für die Malerei. Zu einer Zeit also, als das Leinwandbild gerade wieder einmal wenig galt. Für die „Plate Paintings“ selbstredend auch, mit jenen buchstäblich auf einem Scherbenhaufen aus zerbrochenen Tellern realisierten Bildern in gewaltigen Formaten, mit denen um 1980 der Aufstieg des New Yorkers in den Kunstolymp



Gegenwärtig: Julian Schnabel „Ohne Titel (Dom zu Köln)“, 2016

Foto Julian Schnabel Studio/VG Bild-Kunst, Bonn 2017

begann; und es gilt selbst für seine doch etwas überraschende Hinwendung zum Kino Mitte der neunziger Jahre, für seine gleich auf den Festivals in Cannes oder Venedig gezeigten Filme wie „Basquiat“ oder „Bevor es Nacht wird“. Und angesichts des auf dem Kunstmarkt auch nicht eben angesagten Mediums der Druckgrafik erscheint eine solche künstlerische Haltung ohnehin evident. Ob Siebdruck, Radierung oder Aquatinta, Pigmentdruck oder großformatige Collage, neben der Arbeit mit unterschiedlichen Techniken, so legt es die vom Koblenzer Museum Ludwig übernommene Schau nahe, interessiert sich Schnabel gerade wie in seiner Malerei stets auch für die Möglichkeiten und Grenzen des Materials. Das zeigen selbst die frühesten Exponate der ein wenig arg dicht gehängten Schau, wie die

noch als Unikate ausgewiesenen Blätter der „Tod: Käfig ohne Stäbe“ überschriebenen Radierfolge aus dem Jahr 1983.

Es setzt sich fort auf den beinahe heiter wirkenden, mit Epoxidharz übergossenen Siebdrucken aus den neunziger Jahren und führt schließlich zur mit entschiedener malerischer Geste akzentuierten „Rheinromantik“, zu Flusslandschaft und Ritterburg und Storchenpaar der aktuellen Blätter, mit denen sein druckgrafisches Schaffen nach jahrzehntelanger Pause im vergangenen Jahr neu einsetzt. Und, nach dem vergleichsweise bescheidenen Arbeiten in Acryl auf Papier, den beinahe monochrom anmutenden, in den achtziger Jahren als Aquatinta auf tiefrotem, violetterem oder sandfarbener Samt gedruckten Werken auch, einmal mehr zu nachhaltig überraschenden Kompositionen findet.

„Walt Whitman (Waterfall)“ oder „Walt Whitman (Waterfall)“ sind die großformatigen Blätter überschrieben. Und Landschaften, einen See etwa oder einen Wasserfall, zeigen die als Pigmentdruck auf Kupferdruckpapier ausgeführten Arbeiten auch. Mag sein, als romantisch nachhallende Naturmotive geizt sich derlei in der Kunst der Gegenwart am Ende allenfalls bedingt. Schnabels Landschaften aber sind alles andere als naiv, sondern bei aller malerischen Virtuosität ganz wesentlich Konzept. Und doch: Poetischer als in diesen dem amerikanischen Lyriker zugehörigen Blättern war seine Kunst womöglich nie.

Die Schau in der Aschaffenburgener Kunsthalle Jesuitenkirche, Pfaffengasse 26, ist bis 11. Juni dienstags von 14 bis 20 Uhr, mittwochs bis sonntags sowie an Feiertagen von 10 bis 17 Uhr geöffnet.

In zweieinhalb Stunden um die halbe Welt

Das Bridges-Projekt führt im Sendesaal des Hessischen Rundfunks in Frankfurt seine enorme Vielseitigkeit vor

Als vor genau einem Jahr das erste große Konzert des Projekts „Bridges – Musik verbindet“ zu Ende ging, waren alle überzeugt, etwas Einmaliges erlebt zu haben. Knapp ein halbes Jahr zuvor hatten Julia Huk und Isabella Kohls begonnen, in Flüchtlingsunterkünften nach Musikern zu suchen, um sie mit hier ansässigen Künstlern unterschiedlicher Herkunft zusammenzubringen. Über viele Proben hinweg bildeten sich überraschende Kooperationen und ein großes Orchester. Die Intensität der „Bridges“-Formationen wird bis heute vom Enthusiasmus und dem Können der Beteiligten befeuert. Viele der Zugereisten haben vor ihrer Flucht in Damaskus, Homs oder Teheran studiert, professionell in nationalen Sinfonieorchestern oder als Dozenten gewirkt.

Neun stilistisch recht diverse Ensembles gibt es derzeit, sieben von ihnen präsentieren nun beim zweiten „Bridges“-Konzert im vollbesetzten Sendesaal je eines ihrer Stücke. Eingerahmt werden sie von vier Kompositionen, die das 65 Mit-

glieder umfassende Orchester spielt. Die erste stammt vom Frankfurter Gitarristen Max Clouth, der schon länger für Fusionen von Elementen indischer Klassik und Jazz bekannt ist. „Hamsa-Soham“ beginnt opulent, aus dem Tutti-Thema lösen sich Ustad Ghulam Hussains Laute und Mirweis Nedas Tablas für ein unbegleitetes Duett. Im weiteren Verlauf steuert Clouth selbst ein Gitarrensolo bei, in dem er kleine Glissandi im Stil einer Sitar anklängen lässt. Eine ähnliche Balance zwischen Soundtrack-artiger Suggestivität und persönlichen Ideen zeigen die Orchesterstücke von Pejman Jamilpanah und Rainer Michel. In „Destiny“ versetzt der Iraner Jamilpanah schwerelgerisches Blech und Streicher mit kraftvollen rhythmischen Akzenten. Hingegen findet Michel in „Tell Me More“ eine Verbindung von Tarantino- und nahöstlich angehauchter Orchesterästhetik, in der persische Laute Tar, arabische Oud, eritreische Krar, E-Gitarre sowie ein Rapper Eindrücke einer langen Reise imaginieren.

Am weitesten in Richtung Neuer Musik geht Seyed Sina Sadeghpour, Master-Absolvent der Frankfurter Musikhochschule. Sein ausgeklügeltes „Farsh“, komponiert für neun Instrumente und Stimmen, basiert zwar auf traditionellen Gesängen von Teppichknüpferrinnen, hebt sich aber in Haltung und Klang vom restlichen Repertoire des Abends ab. Cello und Oud zupfen, Bläser schlagen mit den Händen rhythmisch auf ihre Trichter, dynamische und harmonische Kontraste sowie sich verschlingende Linien kreieren eine individuelle, transkontinentale Reflexion.

Wie schon im Vorjahr gleicht das Konzert mit seinen vielen Formationen einem komprimierten Katalog, dessen Vielfalt kaum umfassend, erst recht nicht allen gerecht werdend erzählt werden kann. Das eindruckliche Programm ist mit über zweieinhalb Stunden recht lang, aber fast immer spannend. Für einige Ensembles wünscht man sich mehr Zeit, abend, dass sie in nur einem Stück nicht all ihren Gestaltungswillen zeigen können

und ihr Improvisationstalent zügeln müssen. Manche Gruppen wie das Ensemble Hope mit der markanten Verbindung von Hussains afghanischer Robab, Jamilpanahs Tar und Johanna-Leonore Dahloffs Querflöte aus Holz spielen auf gleichbleibend hohem Niveau. Andere finden heute zu noch feinerem Ausdruck. Etwa das Quintett Staccato Burnout mit den Violinisten Walid Khatba, das an diesem Abend durch die Zither Kanun und Oud überzeugend erweitert wird. Cosmic Conjunction bringen mongolischen Kehlkopfgesang und archaische Pferdekopfgeige von Enkhtuya Jambaldorj mit den eritreischen Sängern und Krar-Spielern Aferwiki Mengesha und Yilma Girmay Gebrezaabhier zusammen, das Scharnier bilden Reiner Michels Gitarre und Henning Eichlers Blues-Harmonika. Hingegen verfolgen Rezaminka iranisch-kurdische Traditionslinien, lassen mit wuchtiger Perkussion und dem persischen Dudelsack Ney Anban noch euphorischere Stimmung aufkommen. NORBERT KRAMPF

Demokratie und Hirnforschung

Die neue Saison 2017/18 im Staatstheater Wiesbaden

Angesichts der Flüchtlingsströme wird die Aktualität der Oper „Schönerland“ von Sören Nils Eichberg, die am 16. September im Staatstheater Wiesbaden als Auftragswerk des Hauses zur Uraufführung kommt, klar erkennbar sein. Der 1973 geborene deutsch-dänische Komponist behandelte darin das Thema Flucht aber allgemeingültig, sagte Intendant Uwe Eric Laufenberg gestern in Wiesbaden, als er das Programm für die Saison 2017/18 vorstellte. In der Opernsparte spannt sich dabei ein weiterer Bogen an Neuproduktionen, der von Andrew Lloyd Webbers Rock-Oper „Jesus Christ Superstar“ über Jules Massenets „Manon“ und Richard Wagners „Tannhäuser“ in Laufenbergs eigener Inszenierung hin zu Händels Oratorium „Jephtha“ in der szenischen Realisierung von Achim Freyer reicht. „Arabella“ von Richard Strauss, „Ein Maskenball“ von Verdi und „Don Giovanni“ von Mozart komplettieren den Premieren-Reigen.

Der neue Generalmusikdirektor Patrick Lange, der in Wiesbaden kein Unbekannter mehr ist, leitet in seiner neuen Funktion als erste Bühnenproduktion „Die Zauberflöte für Kinder“, seine eigene mit Carsten Kochan vom Jungen Staatstheater erstellte Bearbeitung von Mozarts Oper, die er künftig möglichst jedes Jahr aufführen möchte, wie er sagte. In der von ihm verantworteten Reihe der Sinfoniekonzerte mit dem Hessischen Staatsorchester Wiesbaden im Kurhaus bilden Werke von Richard Strauss die Klammer. Am Beginn der neuen Saison steht die Tondichtung

„Tod und Verklärung“, am Ende „Eine Alpensinfonie“. Zu hören sind im Laufe der Spielzeit neben Standardwerken etwa von Tschaikowsky, Beethoven und Schumann auch weniger bekannte Kompositionen von Sofia Gubaidulina, Francis Poulenc oder Olivier Messiaen. Als Gast leitet Bernhard Forck ein reines Barockprogramm.

Im Schauspiel kommt mit „The Hard Problem“ von Tom Stoppard in Laufenbergs Inszenierung ein Stück über Hirnforschung zur deutschen Erstaufführung. Bühnen-Klassiker sind mit „Nathan der Weise“ von Lessing und „Die Möwe“ von Tschechow zu sehen. Als „Römische Trilogie“ hat der Dramaturg und Schriftsteller John von Düffel drei Stücke von Shakespeare zusammengestellt, die sich mit dem Thema Demokratie beschäftigen, wie Laufenberg sagte: „Coriolan“, „Julius Caesar“ und „Antonius und Cleopatra“. Außerdem stehen etwa „Biedermann und Brandstifter“ von Max Frisch und die Krimi-Komödie „Arsen und Spitzenhäubchen“ von Joseph Kesselring auf dem Spielplan.

Das Ballett bringt Schuberts Liederzyklus „Winterreise“ in Hans Zenders Bearbeitung mit der Choreographie des Wiesbadener Ballettdirektors Tim Plegge auf die Bühne sowie als Uraufführung einen zweiteiligen Ballettabend des Spaniers Alejandro Cerrudo und des Belgiers Jeroen Verbruggen mit dem Titel „Kreationen“.

Der Vorverkauf für die neue Spielzeit beginnt heute um 10 Uhr. Informationen zum Programm gibt es im Internet unter der Adresse www.staats-theater-wiesbaden.de

Intrigen hinter den Kulissen

„Othello“ als doppeltes Spiel in der Dramatischen Bühne

„Was tatest Du in Deiner blinden Wut, Desdemona liegt in ihrem Blut“, wird das über mehrere Bande gespielte Intrigenspiel um Othello am Schluss resümiert. Der von William Shakespeare erdachte edle Schwarze, den die intrigante venezianische Gesellschaft aus vielerlei Motiven in sein eigenes Messer laufen ließ, muss wieder einmal zum Mitleiden anregen.

Mit tragischen und komödiantischen Elementen hat die Dramatische Bühne den Stoff auf einen verkürzten Nenner gebracht und sich dabei durchaus auf die klassische, in den zwei Masken symbolisierte Doppelrolle des Theaters konzentriert und dazu gleich noch eine zweite Maskenduplizität mit den ins Gesicht geschminkten, auf den Körper geschneideren hellen und dunklen Seiten der Figuren eingebracht. Selbst Desdemona wandelt nur mit halber Lockenpracht, dafür aber mit halbem Medusenhaup in ihr Verderben. Das ist der Regieidee eines Provinztheaterfürsten geschuldet, der sich nicht genug kaprizieren kann auf die Betonung guter und böser Aspekte aller seiner Charaktere, die diesmal das eigentliche Drama auf der Hinterbühne spielen.

Vorn werden die Zuschauer, die den opulenten Aufwand in der Exzesshalle an der Leipziger Straße gewöhnt sind, mit einer kargen Dekoration aus einem Rahmen für eine kurze Einspielung abgeseipelt. Hinten aber türmen sich die Requisiten bis unter die Decke, werden vor den Tischen mit den beleuchteten Schminktischen Möbel, Fahnen, ein Baum und eine Leiter hin und her geschleppt. Regieanweisungen wie „Schmachtding, nicht schwülstig!“ geben den letzten Schliff, während den Statisten schon mal die Ausgabe der Verzeihbons angekündigt wird.

Thorsten Morawietz hat als Autor und Regisseur das Sujet von Shakespeare nicht nur auf eine Halbzeit eingedampft, sondern auch eine zeitgemäße Melodramatik herausgearbeitet. Ganz zeitgemäß dagegen erscheint der Intrigenstadler hinter den Kulissen, in dem die Ensemblemitglieder die eigenen Ambitionen pflegen – die beruflichen ebenso wie die amourösen. Während vor dem Publikum das Unglück seinen unabwendbaren Lauf nimmt, verfolgen im Hintergrund alle Beteiligten ihr ganz persönliches Happy End. Wer beispielsweise noch an seiner Rolle feilen muss, hat statt der Nuancierung des Ausdrucks allenfalls den Glanz seines Auftritts im Sinn.

Jede Selbstüberschätzung seiner Schauspielerei, die mit der Vergangenheit in Bad Dürkheim oder den Aussichten in Bad Gandersheim kokettieren, weiß der Spielleiter freilich mit rüder Ansage wie „Volltrottel mit rudimentärer Restintelligenz“ zu dämpfen. Das ist immerhin ehrlicher als die kollegialen Komplimente, die stets die vergiftete Kritik kaschieren.

Mit „Oh Zuschauer, der Du schon alles besser gesehen hast, oh Zuschauer, der Du stets an der falschen Stelle lachst“ wird auch das Auditorium in den Strudel wechselseitiger Missachtung gezogen. Dass die Zuschauer bei diesem Kontrast aus staturisch zelebriertem Weisheitsspiel und turbulent ausgefuchter Ranküne an der richtigen Stelle lachen, ist dennoch gewährleistet. Sie müssen nur erkennen, dass anstatt einer Tragödie von Shakespeare eine Posse über das Provinztheater gegeben wird.

JÜRGEN RICHTER
Nächste Aufführungen in der Dramatischen Bühne, Exzesshalle, Leipziger Straße 91, in Frankfurt morgen, am 22., am 23., am 28., am 29. und am 30. April, jeweils von 20 Uhr an, sonntags von 19 Uhr an.

Nach der Natur

„Inner Landscapes“: Aja von Loeper und Simone Distler in der Frankfurter Galerie Maurer

Vielleicht ist der Titel doch gar nicht so schlecht gewählt. Auch wenn von klassischer Landschaftsmalerei, von „Inner Landscapes“ gar, wie diese anregende Ausstellung in der Frankfurter Galerie Maurer überschrieben ist, erst einmal keine Rede sein kann. Nicht im wesentlich zeichnerisch charakterisierten Werk Aja von Loeper und auch nicht in der Malerei Simone Distlers. Dabei entstehen die Arbeiten der im unterfränkischen Dettelbach geborenen Distler tatsächlich sogar meist vor der Natur. Arbeitet die Meister-Schülerin von Ute Pleuger in Halle doch nicht nur mit schnell trocknenden Far-

ben, mit Aquarell etwa und Gouache. Auch manche Titel wie „Brachland“ legen landschaftliche Assoziationen nahe.

Doch nicht nur, dass sie keineswegs nach der Natur malt, auch die Technik der jungen Künstlerin legt eine andere Spur, jenseits von Pleinairmalerei hier, innerer, romantisch zu nennender Seelenlandschaft dort. Ob Distler mit einer einzigen dynamischen Geste Wasser, Gischt und Wellen aufs Papier wischt wie von Hokusai gemalt, oder ob sie mit Schüttungen und freien Verläufen dem Zufall wesentlichen Raum zugesteht in ihren Kompositionen: Entscheidend ist weniger das Mo-

tiv als der Prozess. Das verbindet vor allem ihre Papierarbeiten mit dem eigenwilligen Werk Aja von Loeper, das Brigitte Maurer schon seit einer ganzen Weile mit ihrer Galerie vertritt. Eine Künstlerin, die sichtlich von der Zeichnung kommt, auch wenn ihr statt Bleistift oder Feder ein schlichter Holzkeil schon seit vielen Jahren den Zeichenstift ersetzt. Tage, Wochen, Monate mitunter bearbeitet sie das schwere Papier mit energisch expressiver Geste derart, bis es gleichsam ganz von selbst ein Relief auszubilden sich entschließt, sich alsbald wölbt, dehnt oder staucht und zu hier organisch, dort anorganisch anmutenden Strukturen findet. Topografien möchte man das nennen mit all den steilen Graten, Tälern, Ebenen und tiefen Schluchten und einer mal rindenartigen, mal felsig sich erhebenden Anmutung. Und in der Tat hat auch die in Nürnberg lebende von Loeper einst vor der Natur das Zeichnen angefangen.

Längst aber braucht sie die Anschauung, braucht sie selbst ein Bild der Landschaft oder bloß modellhafte verdichtete Natur nicht mehr, sondern nichts als ein faustgroßes Stück Holz und einen Bogen schneeweißen Papiers. Man mag es „Inner Landscapes“ nennen, Zen vielleicht oder schlicht und einfach große Zeichenkunst. Entscheidend ist hier geradeso wie in der Malerei Simone Distlers am Ende der Prozess, das im konzentrierten Augenblick sich selbst genügende Tun. Blatt um Blatt. Sonst nichts. CHRISTOPH SCHÜTTE

Die Ausstellung in der Frankfurter Galerie Maurer, Fahrgasse 5, ist bis 29. April dienstags bis freitags von 11 bis 19 Uhr, samstags von 11 bis 15 Uhr geöffnet.



Papierverarbeitung: Aja von Loeper „Ausschnitt Weißes Blatt L1“, 2014 Foto Galerie Maurer





Benefizkonzert

zum 10. Todestag von Mstislav Rostropovich

27. April 2017, 19:30 Uhr Stadthalle Kronberg

Gary Hoffman, Aleksey Shadrin Cello
David Selig, Boris Kusnezow Klavier
Werke von Kancheli, Shostakovich, Tchaikovsky, Debussy, Bloch und Bernstein
Schirmherrin Elena Rostropovich

Karten: 48/36/28 € www.kronbergacademy.de,
karten@kronbergacademy.de, 06173 – 78 33 77


